

Verbundkatalog Kalliope

Die Auferstehung

Bonsels, Waldemar

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

D i e A u f e r s t e h u n g

Der Christus der Evangelien unterscheidet deutlich zwischen zwei Welten seiner Vorstellung. Sie kehren in verschiedenen Formen und Benennungen immer wieder, bald als Erde und Himmelreich, als Diesseits und Jenseits; ihre Kinder werden Bewohner des Lichts im Gegensatz zu den Kindern der Finsternis benannt, am häufigsten aber als "Diese Welt" einerseits und als "Das Reich" andererseits.

Sucht man nun für diese beiden Welten zusammenfassende Begriffe, die sie allgemein bezeichnen und deutlich machen, so lassen sich diese Gegensätze in zwei Formen einander gegenüberstellen, und zwar in einer Welt des Vergänglichen und einer Welt des Unvergänglichen.

Im Verlauf der Entwicklung, die in zwei Jahrtausenden die Lehre Christi in den Geistern und Gemütern ^{durch} gemacht hat, bilden sich diese beiden Welten, die er unterscheidet, deutlich als zwei verschiedene Grundelemente heraus. Nicht allein auf den Wegen der Kirche, sondern ebenso wohl auf denen der Philosophie, der Kunst und Dichtung, und zwar erweist sich das Vergängliche als die Welt der Tatsachen und Erscheinungen, das Unvergängliche dagegen als die Idee, als das in der Geisteswelt Allgemeine, als der Geist selbst. Es ist der Geist, von dem Christus sagt, er mache lebendig, im Gegensatz zum Buchstaben, von dem er sagt, dass er tötet.

Ich möchte nun, indem ich diese beiden Welten des Vergänglichen und des Unvergänglichen zur Voraussetzung meiner Betrachtungsform mache, zuerst ganz kurz auf die Begriffe von Seele und Geist eingehen; sie sind im Zusammenhang und in ihrer Beziehung zu diesen beiden Welten des Vergänglichen und des Unvergänglichen wichtig. Es liegt mir nicht daran,

sie im Sinne eines philosophischen Systems etwa festzulegen, sondern sie so zu begreifen, wie sie in den Evangelien angewandt werden.

Es fällt bald auf, dass dort das einfache natürliche Menschenleben und die Seele, einander häufig gleichgestellt werden, dass aber der Begriff Geist eine hohe besondere Bedeutung für sich behält. Seele und Leben jedoch werden oft das eine für das andere gesetzt. Ich nenne hierfür ein bezeichnendes Beispiel, das nicht nur dem Wortlaut nach bestätigt was ich sage, sondern das zugleich auch den tieferen Sinn der Gleichartigkeit der beiden Begriffe erweist. Der wichtige Ausspruch Christi: "Wer da sucht seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren" ist bei Lukas so verzeichnet, wie ich ihn hier anführe, dagegen heisst er bei Marcus: "Wer da sucht sein Leben zu erhalten, der wird es verlieren."

Der Begriff Seele scheint, wie dieses Wort in beiden Formulierungen deutlich erweist, eng verwoben in die Welt der Erscheinungen, in diese Welt, in die vergängliche, unerlöste Welt, in das Leben, wie wir es zunächst alle vollbringen, ob erlöst oder unerlöst. Wenn das Wort lautet: "Wer da sucht seine Seele, sein Leben zu erhalten, der wird es verlieren", so müssen Seele oder Leben hier als diesseitig, als vergänglich gedacht sein, denn auf etwas Unvergängliches bezogen, stünde das Wort in Widerspruch zum selbsttätigen inneren Gebot alles wahrhaft Lebendigen. Der Begriff Geist dagegen ist deutlich als jenseits dieser Welt des Vergänglichen gedacht; er bezeichnet eine über allem Dahinsinkenden erschaute, dauernde Lebensform, die das individuelle Sterben überdauert. Sei es nun im Zusammenhang mit der Liebe oder mit der Wahrheit, oder als höchste Gemeinschaft überhaupt, als Heiliger Geist. So sicher es möglich ist, für das Wort Seele das Wort

Leben zu setzen, Leben im vergänglichen Sinn, so unmöglich ist es, für den Begriff Seele den Begriff Geist zu setzen. Ein einziges Beispiel macht das deutlich, nehmen wir etwa Christi Ausspruch: "Wer den Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich" und setzen hier Seele für Geist, und der hohe Sinn ist entstellt, das Pathos lächerlich.

Es ist mir wichtig, für eine Weile bei dieser Unterscheidung zu verharren, weil über die Beziehungen von Seele zu Geist in der allgemeinen Vorstellung eine heillose Verwirrung herrscht, und weil ich auf dieser Unterscheidung zum guten Teil aufbauen möchte, was ich zu sagen habe. Um in einem Satz Klarheit über das Verhältnis von Seele und Geist zu bringen, nenne ich ein Wort Friedrich Wilhelm Hegels. Er sagt: "Erst durch den Gedanken wird die Seele zum Geist". Es gibt nichts Bedeutenderes und zugleich Deutlicheres. Von der Seele sprechen wir mit Recht auch angesichts der Natur, das Tier hat für uns durchaus eine Seele, niemals aber Geist. Geist ist das ewige Vorrecht derer, die denken, und der rechte Gedanke ist die in die Bewusstseinswelt erhobene Wandlung der Seele in Geist, des Ewig-Individuellen in das Allgemein-Vernünftige.

Wenn ich nun Christi Auffassung von den beiden Welten als das Vergängliche und als das Unvergängliche bezeichne, so lassen sich für diese zwei Gegensätze ohne Mühe aus seinen eigenen Worten und aus der Historie seiner Worte belegende und erweisende Bilder finden; es ist dies das Bild der Erde, der Mutter, der Seele für das Vergängliche, für das Unerlöste, und das Bild des Vaters, des Geistes, der Erkenntnis für das Unvergängliche, für die Erlöstheit, für die Auferstehungskraft.

Diesen beiden Bildern nachzugehen, sie in der Gemüts- und Gedanken-

welt des Christen selbst und in der Geschichte der christlichen Kultur, in der grossen symbolischen Entwicklungskette seiner Idee im Geistesleben unserer Völker wiederzufinden, ist das Leitmotiv meiner Betrachtungen. Aber nicht nur diese Unterscheidung gilt es deutlich zu machen, sondern vor allem ihre Beziehung zum Sein und Wesen aller Worte Christi, zur Erlösung des Menschen, zur geistigen Freiheit, zur Auferstehung.

Ich möchte nun diesen Beginn unter das unvergängliche Licht dreier grosser Worte Christi stellen, deren Sinn und Bedeutung verschüttet worden ist wie ein Wegweiser unter einer Schutthalde, erloschen, verdorben, wie eine Fackel in einem Sumpf. Es ist dies zuerst sein so unendlich bedeutungsvoller Hinweis auf seine Sendung, der einzige vielleicht, der seine Wirkung in ihrer ganzen Macht darstellt, sein Wort: "Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen bin Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert".

Das zweite Wort, das ich wähle, ist sein Ausspruch: "Lasst die Toten ihre Toten begraben."

Und das Dritte: "Wer meine Worte hört und glaubt nicht, den werde ich nicht richten."

Ich beginne mit dem ersten Wort: "Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen auf die Erde." In dieser Betonung liegt der rechte Sinn des Ausspruchs. Erinnern wir uns dessen, dass die Erde, diese Welt, das Vergängliche, in Christi Vorstellung einen Gegensatz zum Reich, zum Unvergänglichen darstellt. Frieden zu bringen war sehr wohl dem hohen Sinn seiner Sendung verbunden: vom Frieden, von seinem Frieden spricht er ^{sehr} wohl und immer in bedeutungsvollen Augenblicken einer heiligen Erhabenheit. Aber hier ist in klaren Worten kundgetan, dass

er diesen seinen Frieden nicht mit "dieser Welt" zu mischen gedenkt.

Dagegen spricht er mit Härte vom Schwert. Sollen wir mit der entgeistigten Schar seiner gedankenlosen Anhänger glauben, dass damit der Krieg, der Streit gemeint sei? Um Krieg in die Welt zu bringen, brauchte er nicht erst zu kommen, Krieg war vor ihm in der Welt und wird immer in der Welt sein. Auch der Krieg und Kampf um seine Lehre war nicht von ihm gemeint; es gibt und hat niemals einen Krieg um seine Botschaft der Liebe gegeben, es hat nur Kriege um die Kirche gegeben, um die Dogmen. Erst als sein Wort gemischt ward mit "dieser Welt", trug diese Welt den Krieg in das Evangelium, aber das Evangelium hat keinen Krieg in die Welt getragen.

Nein, das Schwert, das heisst die Entscheidung, die Scheidung, es heisst die Trennung vom Reich und dieser Welt, vom Vergänglichen und Unvergänglichen, von der Erde, der Mutter einerseits und von der Erkenntnis, dem Geist, dem Vater andererseits.

Diese Scheidung ist nach seinen eigenen Worten der Sinn seiner Sendung und damit zugleich die Vorbedingung zur Erlösung des Menschen zur Auferstehung. Immer wieder sehen wir dies Geistesschwert der Entscheidung in seiner Forderung, sei es mit der Geissel im Tempel, im Gespräch mit dem reichen Jüngling oder mit Nikodemus.

Und ist es denn, um von einer allgemeinen und nicht religiösen oder gar kirchlichen Seite her ein erklärendes Licht für diese Wahrheit zu gewinnen, überall in der Geisteswelt, auch ohne ihre Beziehungen zur Liebe, nicht dasselbe? Ist der höchste Sinn allen menschlichen Denkens, die Erkenntnis, nicht eine Folge der Unterscheidungskraft, der Durchlichtung des Chaos durch die Wertung? Könnte man nicht die Menschheit in zwei grosse Hälften teilen, in diejenigen, welche

Unterschiede kennen, und die, welche keine Unterschiede kennen?
 Gleichviel auf welchem Gebiet? Welche sind, im organischen Sinn, die
 guten, die wertvollen, die höherstehenden? Welche sind der Einsicht,
 der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit näher?

Mit ist dieser scheinbar beiläufige Erweis wichtig, nicht um die
 Gegensätzlichkeit unserer Geistesspakulation zur Ideenwelt Christi
 zu betonen, sondern ihre Gemeinschaft. Im geistigen Sinn sind wir
 alle Christen, mögen wir uns noch so antikirchlich, noch so anti-
 christlich stellen oder wähnen. Unsere ganze Geistes- und Gemütswelt
 - von der Denkungsart des einfachen Mannes bis hoch hinauf an die
 Zinnen der herrlichsten Kulturblüten unserer zweitausendjährigen
 Epoche, vom Ja und Nein unseres täglichen Meinens bis hinauf in die
 leuchtenden Wunderbauten der Bach-schen Musik - wir stehen alle im
 gleichen Geisteslicht, und dies Licht ist das Licht der Idee Christi.
 Das hat mit Bekenntnis oder Kirche, mit Gesinnung oder Charakter
 nichts zu tun.

Um fortzufahren nenne ich die Begriffe von dieser Welt einer-
 seits und dem Reich andererseits, zwischen denen das Schwert der
 Scheidung wie eine mächtige, trennende Schranke gereckt ist, noch
 einmal in ihren bezeichnenden Formen: Hier diese Welt, die Erde, die
 Mutter - dort das Reich, die Erkenntnis, der Vater. Ist nun nach
 Christi grossem Wort das Schwert dieser Scheidung die Vorbedingung
 zur inneren Freiheit, zur Erlösung, so müsste, folgerichtig geschlos-
 sen, die Unfreiheit, das Böse in der Mischung dieser entgegengesetz-
 ten Welten liegen und wirken, und tatsächlich ist es so. Gott schei-
 det, Satan mischt. War es nicht Satan, der nach der Mythe Christus
 den Rat gab: Lass dich herab! und ihm die Welt versprach, die zu

seinen Füßen lag, die Welt der Erscheinungen, diese Welt? Christus antwortet, er wolle Gott nicht versuchen. Was heisst das anderes, als dass er es ablehnt, die Probe des Reichs auf diese Welt zu machen, dass er es ablehnt zu mischen, um erst in der Trübung die Bewährung zu suchen. Was heisst denn Gott versuchen sonst? Und ist nicht alles, was im falschen Namen der Liebe einhergeht und den Glanz ihrer Hoheit und Wahrheit trübt, eine Folge dieser Herablassung von der Zimne des Tempels, die Christus ablehnt?

Die Auslegung mag manchem neu sein. Schieben wir doch einmal die alten Begriffe von Frömmigkeit, Demut, Gläubigkeit, alle jene Formeln des sogenannten christlichen Glaubens beiseite, als wären sie nie gehört, nie geglaubt, damit vom Wesen seiner inneren Schau der Mantel der Nutzenanwendung auf die tausend Dinge des vergänglichen Daseins abfällt. Paulus sagt einmal: "Die Gottseligkeit ist zu vielerlei Dingen nütze." Es ist kaum ein verhängnisvollerer Satz ausgesprochen worden. Das geistige Wort ist nicht zu allerlei Dingen nütze, sondern es gilt ganz allein der inneren Freiheit, der Erlösung des Menschen. Ist dieser Wunsch nach dieser Freiheit in einem Menschen nicht lebendig, so geht es ihn nichts an, und so wird es ihn nicht richten. Dieser Wunsch, dieses Verlangen nach innerer Freiheit aber ist zunächst nicht christlich, sondern menschlich. Es ist so alt wie die Welt und wird noch bestehen, wenn unsere Kirche längst zu den mythologischen Bezeichnungen für eine Epoche gehört. Nicht weil Christus bestand haben wir dieses Verlangen, sondern weil ~~Christus~~ wir dieses Verlangen haben, besteht Christus.

Seine Geistestat nun beruht nicht darin, dass er sich zu unserer Erbarmungswürdigkeit herablässt, oder darin, dass er unserer Hinfäl-

lichkeit sein Mitleid entgegenhält, sondern sie beruht darin, dass er jene Scheidung, das Schwert, von dem er als von seiner Sendung spricht, zur Voraussetzung der Erlösung des Menschen macht. Diese Forderung in ihm ist unerbittlich, wie alle Wahrheit, erst ihre Folge ist barmherzig, wie alle Freiheit. Darin liegen die scheinbar so unüberwindlichen Gegensätze gelöst. die sein Wesen bald hart. bald unendlich gütig erscheinen lassen. Mischen wir diese Klarheit wieder, nehmen wir der Barmherzigkeit die Voraussetzung der Scheidung, und wir haben wieder den Schafhirten, der mit der Geissel in den Tempel geht, oder den Mann des Worts von den Mühseligen und Beladenen, der später seiner eigenen Mutter sagt: "Weib, was habe ich mit dir zu schaffen." Wenn einer mühselig und beladen war, so war es sicher die Mutter, die ihren Sohn zur Richtstätte geführt sieht. Aber sie begegnet ihm auf dem Weg seiner letzten und grössten Entscheidung.

Von Christi Worten ist nicht ein einziges Mal in den Evangelien gesagt, dass sie trösteten, wohl aber, dass seine Hörer sich entsetzten. Der Beginn ist das Schwert.

Die Mischung der beiden Welten war das verhängnisvolle Wesen seiner Lehre als Kirche. Als immer wieder in Lehre und Geschichte auffindbares Sinnbild für diese Welt nannte ich die Erde, die Seele, die Mutter, und für das Reich, von dem er spricht, den Geist, die Erkenntnis, den Vater. Ich werde nun ein deutliches Bild dafür geben, wie dieses sein Reich des Vaters, der Erkenntnis, sich im Verlauf seiner Ausbreitung vermischte mit dieser Welt, mit der Erde, der Mutter. Jeder entscheidende Geistesweg ist auf seiner Kulturbahn von einer Reihe mächtiger, weissagender und rückweisender Symbole begleitet. Sehen wir nicht deutlich im wandernden Bild der Geschichte, wie genau in dem

Masse, wie sein Reich sich mit dieser Welt verbindet, genau in dem Masse wie die Kirche um weltliche Macht ringt und weltliche Macht erwirbt, das Bild der Erde, der Mutter, das Bild Marias in Tempeln und Gebeten auftaucht? Genau in dem Masse wie das Schwert der Scheidung eingetauscht ist gegen die laue und wohltätige Mischung, gegen das Allerweltserbarmen, taucht das Bild der Erde, der Mutter im Heiligtum auf, und der Sohn wird darüber zum Kinde.

Und deutlich mit Luthers Tat der Freiheit, dass er durch die Übersetzung der Evangelien den Blick der Menschen erneut dem Vater, der Erkenntnis zuwandte, sinkt notwendig das Bild Marias, der Mutter, am Heiligtum der neuen Hoffnung, am Altar nieder. Ich spreche hier, wohlgemerkt, nur von seiner Bibelübersetzung, nicht von der lutherischen Kirche, nur von einer historischen Erscheinungsform, keinesfalls spreche ich eine Wertung der Dinge damit aus.

Es hängt alles tief zusammen für den, dessen Auge die Zusammenhänge im Gleichnis zu schauen vermag. Als die Weltmacht der Päpste am grössten war, entstanden die schönsten und innigsten Bildwerke Marias, der Mutter. Ihr Schmerz, das Mitleid für den gemordeten Sohn, die Wehmut um die trauernde Seele erfüllt die Gemüter. Die Scheidung, verlegt von Christus in unser Haupt, in unsere Brust, in unsere Bewusstheit und Forderungen, nahm die Kirche an sich als ihre Machtbefugnis, und in dem durch tausendfältige Farbenpracht verdunkelten Dom, hinter Wolken von Weihrauch versinkt die herrliche Klarheit dessen, der das Schwert gebracht hat. Mit feierlichem Gepränge und in geheiligtem Aufwand werden die Toten der Erde, der Mutter gegeben, und eine vage Hoffnung auf eine zukünftige Auferstehung tritt an die Stelle des grossen Wortes:

"Lasst die Toten ihre Toten begraben."

Bei diesem Wort Christi liegt deutlich zutage, dass es seinem einfachen Sinn nach, logisch betrachtet, einen Widersinn enthält; dass die Toten ihre Toten begraben sollen, ist undenkbar, wenn es sich hier nicht um zwei Begriffe handelt, die mit demselben Ausdruck benannt ~~sind~~ worden sind. Man könnte das Wort einfach so deuten, als hiesse es: Kümmert euch nicht um die Toten, achtet die Rechte der Lebendigen höher als die erloschenen Rechte der Verstorbenen. Aber das wäre eine bequeme und billige Deutung, wie sie das Verhängnis so vieler Christusworte geworden ist, und ganz falsch. Wenn von Toten gesprochen wird, die etwas beginnen sollen, so muss hier die Bezeichnung notwendig sinnbildlich zu verstehen sein, und es unterliegt keinem Zweifel, dass hier die geistig Toten unter den lebendigen Menschen gemeint sind, die von allem wahrhaftigen Leben im Geist und in der Liebe unberührt, die innerlich leblosen Menschen, die den Geist, den Vater, nicht in sich erlebt haben. Ihre Hoffnung weist Christus auf die Gräber, auf die leibliche Auferstehung, auf die Wandlung der Seele, auf die Wiederkehr ins Vergängliche. Die hoffen und wähnen, sie möchten einst auferstehen ohne den Geist, den Vater in sich erlebt zu haben, die geistig Toten sind es, die ihre Toten in dieser Hoffnung begraben, die sich der Erde, der Mutter, dem Wandel der Natur anvertrauen.

Sie wird sein, diese Auferstehung, jedoch nur zur Erde, der Mutter. Aber sie ist nur ein Gleichnis, denn der Wandel der Natur hat keine Kraft über seine Kreise emporzuheben, das hat nur der Geist, der Vater.

Dieses Wort Christi ist wohl hart, aber nicht lieblos; es liegt in

ihm etwas wie ein geheimnisvoller Hinweis, vielleicht auf einen in mystischer Ahnung geschauten ewigen Zusammenhang, vielleicht auf eine alte Anschauung und Lehre, die aus den Lichtwelten asiatischer Geisteskultur hinüberschimmerte.

Es gilt hier vorsichtig zu sein, un der unbestimmten Erwartung, die auch unsere Zeit wie ein fragendes Irrlicht durchwandert, mit Gerechtigkeit zu begegnen. Dieser Glaube an die Seelenwanderung, an die erneute Wiederkehr in vergänglicher Gestalt, ist nicht vorschnell zu verwerfen, und wenn seine vorgegebenen und angenommenen Erscheinungsformen auch heute oft ans Lächerliche grenzen, so liegt ihm doch ein tiefer Sinn zugrunde, der die Zusammenhänge berührt, die uns beschäftigen. Das asiatische Wesen dieser nicht allein poetischen, sondern auch religiösen Vorstellung, die die Seele, die unerlöste Gefühlswelt des Menschen angeht, ist uralte, sie wird so wahr sein wie das Gemüt des Menschen. Vielleicht ist es richtig, dass die Erde, die Mutter, die Seele wieder und immer wieder hervorbringt, in wechselnder Gestalt, aber wie kann solche Wiederkehr ein wahrhafter Trost, eine starke Gewissheit, eine Erlösung sein? Nehmen wir an, dass die Vollendung das Ziel sei, so ist zu fragen: Welche Vollendung? Kann es eine andere sein, als die, dass die Seele endlich von der Mutter, der Erde heimkehrt zum Ursprung, zum Vater, der Erkenntnis?

Eines ist sicher: Nach Christi Vorstellung von Leben und Tod ist diese Wiederkehr zur Erde keine Erwartung der wahrhaft im Geist lebendigen Menschen, sondern es ist die Hoffnung der geistig Toten, die auf die Gräber weist. Das bedeutet sein Wort: "Lass die Toten ihre Toten begraben."

Es mag dem einen oder andern hier Gotama Buddhas religiöse Göttergestalt in den Sinn gekommen sein, und es möchte den Anschein haben, als stellte ich sie in einen Gegensatz zur Ideenwelt Christi. Dazu soll im Augenblick nur soviel gesagt sein: Alle wahrhaft grossen Geister gleichen einander im Wesentlichen, und soweit dies Wesentliche uns beschäftigt, beschäftigt uns kein Gegensatz. Was über die Lehre Gotama Buddhas landläufig bekannt ist und angenommen wird, ist einseitig. Seine Lehre, dass Verzicht der Weg zur Vollendung sei, wird gewöhnlich so ausgelegt, als sei dieser Verzicht ein Versinken in das Nichts. Seine vermeintlichen Anhänger machen es sich leicht, wenn sie ihn zum Vater ihres ergebnislosen Meditierens machen, oder zum Rechtfertiger ihrer angeborenen geistigen Trägheit. Auf verwandtem Gebiet aber sind diese Gottbegriffe durch ihre "Versteinerung" ein wenig ins Weichliche geraten. In Wahrheit ist der letzte Sinn der Lehre Gotama Buddhas der Zustand einer hohen geistigen Zuversicht, einer Heilsgewissheit, die allein auf der Erkenntnis beruht, und darin unterscheidet er sich sowenig von Christus, wie alle wahrhaft grossen, fühlenden und erkennenden Weisen. Im Gang der Weltseele und ihrem Weg auf Gott zu bereitet Buddha Christus vor, nicht mehr. Wenn heute ein Herz lebendig ist, in Asien erneut das Heil zu suchen, so wird das letzte Ergebnis ein tieferes Verständnis für den Namen und Geist Christi sein. Nicht mehr. Es gibt keine Rückkehr.

Ich erinnere an den Ausspruch Hegels: "Erst durch den Gedanken wird die Seele zum Geist". Hegel setzt mit dieser hohen und ordnenden Einsicht eine wirkende Kraft, unter der sich der Prozess vollzieht, in dem das ungeklärte chaotische, überindividuelle Element der Seele in die Gesetzmässigkeit des Allgemein-Vernünftigen, in die

Selbstbewusstheit, in den Geist, erhoben wird. Er steht hierin durchaus im Ideenlicht von Christus, denn gleich ihm setzt Christus eine wirkende Kraft, in deren Allmacht sich jene Scheidung des Vergänglichen vom Unvergänglichen vollzieht, und diese Kraft ist nach Christi Vorstellung die Liebe. Sie ist für ihn die ausstrahlende, die scheidende, göttliche Kraft, jene Kraft, die er als gegeben setzt oder als nicht gegeben, von der er sagt, dass nur dem, der hat, gegeben wird, und dass dem, der nicht hat, auch das genommen wird, was er hat. Denn er bleibt nach seiner Erkenntnis nur Vergängliches übrig, wo Liebe nicht waltet.

Die Liebe aber ist für ihn die Kraft, die, indem sie scheidet, zum Vater, zur Erkenntnis, zur Offenbarung führt. Zur Erlösung und Auferstehung.

Über das Wesen der Liebe aber werde ich nicht sprechen. Wer sie wahrhaft kennt, gleichviel in welchem Bilde ihrer Erscheinung, der wird es nicht wünschen, und schon wenn ihr Name erklingt, wird ihn die Sorge befallen, er möchte verwundet werden. Wer sie aber nicht kennt, zu dem spräche ich über sie, als redete ich zu einem Blinden vom Glanz und den Farben des Lichts, oder zu einem Schlafenden vom Morgen. Wer im Wesen der Liebe ist, der ist nicht wie ein vom Licht Befallener, nicht wie ein Beschienener, sondern er ist ein Ausstrahlender, und kein Strahl fragt nach dem Wesen seiner Sonne, denn er ist ihr Wesen.

Es ist das Verhängnis unserer Tage, dass das Reden über Liebe kein Ende nimmt. Die richterliche Allmacht ihrer schweigsamen Hoheit ist zur Scheidemünze des täglichen Bedarfs geworden, und der Mantel der kleinlichsten Nutzbarkeit verdunkelt ihr strahlendes Kleid.

Überall in Lehre und Dichtung, in falscher lächerlicher Humanität und selbstgefälliger Herablassung treiben die jämmerlichen Propheten der Schwäche ihr Unwesen, die die Liebe - den Anderen empfehlen. Wer will es ändern. Die Mischung zeitigt ihre Saat.

So spricht man allgemein von himmlischer und irdischer Liebe. Nichts ist entstellender, die Begriffe verwirrender. Es ist Satans unerhörter Triumph, hier im Bild der Scheidung die Mischung vollkommen zu machen. Liebe bleibt immer Liebe, gleichviel ob ihr Licht in die Sinnenwelt oder in die Geisteswelt bricht. Die Geistigkeit ist ohne die Liebe so arm und leer, wie die Sinnlichkeit ohne sie leer ist. Ist aber hier oder dort Liebe, so bleibt sie in Wesen und Wirkung Liebe. Nicht die Liebe wird sinnlich, sondern die Sinnlichkeit wird verklärt.

Diese Liebeskraft nun, wie Christus sie zugleich darstellt und ausspricht, als deren Weg er sich bezeichnet, ist in ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach unzertrennlich von seinem Wort von den Berufenen und Erwählten; und nicht allein um des Zusammenhangs willen, in dem dieser Ausspruch zu meinen Gedanken steht, sondern auch um der Missverständnisse willen, denen meine Darlegungen notwendig ausgesetzt sind, will ich ein Wort über die Berufenen und Erwählten sagen. Die Glaubens- und Vorstellungswelt des kirchlichen Christentums erschwert es ungemein, das Auge gelassen und unbeeinträchtigt von dogmatischer Voreingenommenheit auf der Stirn Christi ruhen zu lassen. Es handelt sich in diesem Wort nicht um eine von ihm getroffene Auswahl, sondern um eine Erkenntnis, um eine Einsicht in die bestehende Beschaffenheit des menschlichen Wesens. Wie denn überhaupt ein grosser Teil seiner Aussprüche sehr oft als Bestimmungen oder Anweisungen gedeutet werden,

wo sie durchaus nur Feststellungen sind. Nicht Belehrung oder Befehl, sondern Weisheit. Weisheit hat keine Absicht, nur eine Folge. Die Erwählten sind in Christi Auffassung nicht eine Schar Bevorzugter, sondern es sind diejenigen, die die Liebe erwählt, um in die Welt zu scheinen, um offenbar zu werden.

Für diese Möglichkeit, wie auch für den Glauben setzt Christus eine Beschaffenheit in uns voraus und nicht eine Absicht. Die Paulinische Auffassung ist zur ~~kt~~ christlichen Lehre geworden. Es genügt nicht, das zu wissen, es kommt darauf an zu erkennen inwiefern. Mit Paulus tritt die Forderung einer willkürlich eingestellten Absichtlichkeit, einer angenommenen Überzeugung auf, und dem ist Christi unzweifelhaft deutliches Wort entgegenzuhalten: "Das Wort fasst nicht jedermann, sondern die, denen es gegeben ist." Wie notwendig muss sich mit dem Auftreten einer Absicht, eines Vorsatzes zur Liebe, zum Glauben, die Wolke von Sorge, Zweifel und Gram bilden, die den Satz von den Berufenen und Erwählten umlagert. Aus dieser Trübung stammt die Furcht, dass die nicht Erwählten die Verdammten seien und der Irrtum, dass Erwählung anzustreben sei. Dieses Wort Streben, das seinem Sinn nach zu einem Hauptwort der dogmatischen Lehre geworden ist, ist bei Christus nirgends zu finden, auch keines, das seiner Bedeutung verwandt wäre. Und hier soll nun der dritte Ausspruch seinen Lichtschein werfen, zugleich erklärend und zugleich beweisend:

"Wer meine Worte hört und glaubt nicht, den werde ich nicht richten."

Ich bin fest davon überzeugt, dass dies Christuswort aus dem Johannes-Evangelium nicht dem zehnten Teil der Menschen, die sich

Christen nennen, auch nur bekannt ist. Welch ein Erweis für die Einseitigkeit des Bildes Christi, wie es in vielen Herzen wohnt. Mit welchem Recht ist der Glanz dieser Freiheit geraubt? Wer hat die Furcht in die Liebe getragen?

Niemals sind nach Christi Erkenntnis die nicht Erwählten, die nicht zum Glauben Befähigten dasselbe wie die Verdammten. Den Nicht-Erwählten wird das Bild der Erde mütterlich erstrahlen. Wer will das Geheimnis des Korns lösen, das in die Erde gesenkt wird, oder wer wagt es, das Gleichnis vom Sämann wie eine Drohung auszulegen? Es wäre dasselbe, als wollte man Christi Mutter verdammen, weil der Erwählte sie mit harten Worten aus seinem Wege der Entscheidung weist. Das Wesen des Göttlichen bleibt diese Scheidung, diese Entscheidung, aber ihr heiliger Sinn ist der, dass das Reich erstrahlen möchte, nicht dass die Erde verdunkelt werde.

Der Begriff der Auferstehung kann uns nicht als Gleichnis, nicht als Symbol, nicht als eine himmlische oder gar physische Tatsache beschäftigen, sondern nur als eine geistige. Die grossen Wahrzeichen der Historie, der Legende oder der Mythe, sollte man niemals auf ihre Richtigkeit hin prüfen. Es ist ganz gleichgültig ob sie richtig sind, es kommt nur darauf an, ob sie wahr sind, das heisst, ob sie Beziehung zur Wahrheit haben, ob sie aus der Wahrheit sind. Auf Wahrscheinlichkeit kommt es nicht an, auch nicht auf Richtigkeit, sondern auf die tiefere Bedeutung, die aus dem Gleichnis aufleuchtet, auf die Beziehung zum Lebendigen, die wie ein Sinnbild darin offenbar wird. In diesem Verstand ist Christus wahrhaftig auferstanden, aber zu finden ist er allein dort, wo er selbst gesagt hat, dass sein Platz sein würde: Zur Rechten des Vaters, der Erkenntnis, des Geistes

Welcher Mensch vermeinte noch, Gott sei ein altväterisches Wesen, das an irgendeinem Himmelsort, in einer gedachten Unendlichkeit, thront? Gott ist Geist, das sage nicht ich, das sagt Christus; Gott ist Geist, und die ihn anbeten, können ihn nur im Geist und in der Wahrheit anbeten. Und wenn ich nun für Gott-Vater Geist setze, darf ich es, oder darf ich es nicht?

Es ist nach der ungeistigen Art, in der die religiöse Erziehung unserer Zeit zu denken und zu fragen gewohnt ist, sehr wohl möglich, dass ein guter Teil derer, die mir in meinen Betrachtungen bis hierher gefolgt sind, die Frage stellt: Ist denn meine Erkenntnis die Vorbedingung zu meiner Erlösung und Auferstehung? Die Frage ist falsch. Nicht die Erkenntnis ist die Vorbedingung zur Erlösung und Auferstehung, sondern die Liebeskraft ist die Vorbedingung zur rechten Erkenntnis. Die Erkenntnis aber, die durch die Liebe kommt, ist schon im Wesen Gottes. Der Liebe kein Hindernis zu bereiten, das ist der Weg, der zur Vollendung führt. Vollendung aber ist Auferstehung.

A u f e r s t e h u n g

von

Waldemar Bonsels

Es möge mir zu Gute gehalten werden, wenn ich diese kurze Geschichte, die eigentlich nur ein Vorwort und ein Nachwort zu einer, von anderen kleinen Erzählung ist, persönlich und in der Ich-form berichte, und dass es sich noch dazu um eine eigene Erzählung handelt. Ich habe es auf andere Art versucht, aber jede abweichende Darstellungsweise nimmt dem Bericht den heimlichen Glanz des freien Bekenntnisses, denn es geht um die Worte eines Freundes, der im Weltkrieg gefallen ist. Ich nenne seinen Namen nicht, denn er ist in die hohe Ruhmesregion des Unbekannten Soldaten entrückt, ein ewiger Name. Wie denn auch sein berichtender Freund, der Schreiber dieser Zeilen, den eigenen Namen am liebsten verschwiege, wenn er nicht verantwortlich und erreichbar bleiben müsste, wie alle Zeugen, denen man Glauben schenken soll.

Als ich damals die Nachricht erhielt, dass der Freund in Frankreich gefallen sei, war mir zumute, als habe man dort einen Teil meiner Jugend und meines zukünftigen Lebens begraben, denn der Tote ist wirklich ein Freund gewesen. Wer kann den hohen Begriff recht ermessen? Vielleicht ist die echte Freundschaft ein Vorrecht der Jugend, in der noch alle Liebeskraft und aller Lebensglaube sich im Bündnis zu gemeinsamer Hoffnung vereinen.

Ich nahm bei der Todesbotschaft den letzten Brief des gefallenen Kameraden zur Hand, der, wie darin geschrieben stand, beim Schein einer Kerze in einem Unterstand verfasst worden war. Es handelte sich für die Männer seines Verbands für den kommenden Tag um einen

schweren Angriff, und der Freund ahnte seinen Tod, wenn ich nicht sagen muss, er wusste ihn. Dem Mutigen, der nur sein tapferes Herz zu retten trachtet und sonst nichts, ist eine tiefere Gewissheit von Tod und Leben gegeben, als den Aengstlichen, die keine Freundschaft mit dem Tode zu schliessen vermögen. Auf den armseligen Briefblättern, die aus einem Notizbuch gerissen waren, fand ich unter anderem die folgenden Abschiedsworte :

"Wenn dich die Nachricht erreichen sollte, dass ich gefallen bin, so leb' wohl und gedenke meiner. Ich sterbe nicht für die Güter, die ihr preist, nicht für die Interessen oder die Wohlfahrt der Lebenden, für kein vergängliches Gut, sondern ich sterbe, weil in meiner Brust der Wunsch lebendig ist, mich restlos und ohne Schranken für etwas Grosses dahinzugeben. Ich sterbe, weil ich den tatlosen Alltag im Grunde meines Herzens verachtet habe und die Niedrigkeit eines Dahinlebens ohne Adel und ohne Hoheit. Ich und Alle, die mir in das Grab meiner Jugend vorangegangen sind, wir haben als Söhne dieses oder jenes Landes gelebt oder gewirkt, aber sterben kann ein Jeder nur als Mensch. Nennt ihr Lebenden auch mit Stolz und Leidenschaft die Söhne eurer Völker oder eurer Nationen, uns Vollendete ehrt nur der Name Brüder. Wir fragen nicht danach, wer Sieger geblieben ist, denn wir haben gesiegt indem wir uns bewährten. "

Dieser Brief erreichte mich beim Vormarsch auf Tarnopol im Sommer des Jahres 1916, als ich dort als Kriegsberichterstatter der Südarmee im Felde stand. Die Worte berührten mich tiefer als alles andere, was Leben und Tod mich in jenen Tagen lehrten. Ich setzte dem gefallenen Kameraden ein Denkmal, nach meinem Vermögen, und schickte die Briefzeilen, die hier wiedergegeben sind, in einer kleinen Erzählung in die Welt, die ich "Der Tod im Feld" nannte, und die damals einen Weg in

viele Hände und Herzen machte, draussen und in der Heimat, um dieser Worte des Toten willen, die die Erzählung trugen und die sie beflügelten.

Nun, das wäre ein Begebnis wie andere auch, und ich würde es nicht erwähnen, am wenigsten niederschreiben, wenn mir nicht in diesen unseren Zeiten der neu hereingebrochenen Kriege und der erneuten Leiden der Menschheit mein Freund im Traum begegnet wäre, der Tote. Er lebte in diesem Traumgesicht und ging mit seinem Kind an mir vorüber, ohne mich anders als durch einen freundlichen Blick zu beachten.

Am nächsten Morgen nach diesem Traum suchte ich das kleine vergessene Buch hervor, in dem während des ersten Weltkriegs meine Felderlebnisse gedruckt worden waren, denn mit jenem Traumblick liess die Erinnerung mich nicht mehr ruhen. Wie nach dem Wunsch und Willen des Gefallenen liess ich das Erinnerungsblatt an ihn, das seine letzten Worte enthielt, abschreiben und liess es erneut in die Welt unserer Kriegstage gehen. Und seit es nun, zuerst in einer verbreiteten Feldpostzeitung und dann auch in anderen Blättern erneut erschienen ist, erhebt sich eine so wunderbare und mächtige Wirkung mit diesen Worten, die sich im Wiederhall beruhigter und getrösteter Herzen zeigt, dass es mir oft so erscheint, als lägen die Briefblätter des Freundes, wie in Blumen verwandelt, auf den Gräbern unserer Toten und als wirkten sie in den trauernden Herzen als Linderung und Glaubenszuversicht fort. Auch schreitet in ihnen der Unbekannte Soldat, der sie geschrieben hat, in den geschlossenen Reihen der Marschierenden, stürzt sich mit ihnen in die Höllenabgründe der Feuerschlünde und erhebt Marter und Qual, Abschied und Verscheiden in das Ruhmeslicht seiner reinen Opfertat. Er ist nicht allein in einem Traumbild auferstanden, sondern in Wahrheit.